

Andreas Föhr

Wolfsschlucht

Kriminalroman

KNAUR 

**Besuchen Sie uns im Internet:
www.knaur.de**



© 2015 der Originalausgabe bei Knaur Verlag
Ein Imprint der Verlagsgruppe
Droemer Knaur GmbH & Co. KG, München
Alle Rechte vorbehalten. Das Werk darf – auch teilweise –
nur mit Genehmigung des Verlags wiedergegeben werden.
Redaktion: Maria Hochsieder
Covergestaltung: ZERO Werbeagentur, München
Coverabbildung: © Iain Traynor / Arcangel Images
Satz: Daniela Schulz, Puchheim
Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck
ISBN 978-3-426-51704-8

5 7 8 6 4

Für Bärbel und Klaus

Holzkirchen

Die Alpen waren nah an diesem Abend. Auf Wallberg und Hirschberg lagen Schneereste, die Zweitausender dahinter leuchteten weiß. Der April war mild in diesem Jahr. Bianca Stein saß auf der Terrasse ihres Hauses und betrachtete die Alpenkette, ohne sich an dem Anblick zu erfreuen. Im Whisky bildeten sich zitternde kleine Wellen, als sie das Glas zum Mund führte. Die malzige Hitze, die sich in ihren Eingeweiden ausbreitete, beruhigte sie, und als sie das Glas absetzte, blieb die Flüssigkeit ruhig. Sie schloss die Augen. Das Pochen der Schläfenadern verursachte einen stechenden Schmerz oberhalb ihrer linken Braue.

Sie war mit dem Kopf gegen die Schreibtischkante geprallt, und der helle Teppichboden in ihrem Büro hatte rote Flecke bekommen. Er muss schnellstmöglich ausgewechselt werden, dachte sie, während sie das Glas noch einmal an die Lippen hob. Platzwunden auf der Stirn seien sehr ergiebig, hatte man ihr im Krankenhaus versichert. Vier Stiche musste der Assistenzarzt in der Notaufnahme setzen. Er hatte sie skeptisch angesehen, als sie sagte, sie sei gestolpert. Das war ihr egal. Mehr Sorge hatte ihr bereitet, dass der Assistenzarzt jung war und unerfahren. Begriff er überhaupt, was eine Narbe im Gesicht für eine Frau bedeutete? Wie viele Platzwunden hatte er schon genäht?

Das Telefon klingelte. Es war Isabell, ihre Mutter.

»In der Arbeit haben sie gesagt, du musstest ins Krankenhaus? Um Himmels willen – was ist passiert?« Bianca erzählte es.

»Mein Gott! Auf die Schreibtischkante! Das kommt davon, wenn man am Wochenende ins Büro geht.« Es folgte eine Pause, in der Isabell etwas trank, Wein vermutlich. Bianca konnte es ihr kaum vorhalten mit einem Glas Whisky in der Hand. »Wie geht es dir jetzt?«

»Schlecht.«

»Ja, ich weiß. Narben sind was Fürchterliches.«

»Mitten im Gesicht! Ich hätte auch mit dem Hinterkopf draufknallen können. Aber nein!« Bianca schniefte und kämpfte mit den Tränen.

»Vielleicht wächst die Augenbraue ein bisschen drüber. Man muss ja nicht immer so dünn zupfen.«

»Ich will aber nicht aussehen wie Breschnew! Was redest du da?«

»Tut mir leid, Spatz. War nur ein Vorschlag.« Es folgte eine weitere Getränkepause. »Um was ging es denn bei dem Streit?«

Bianca überlegte kurz, ob sie ihre Mutter einweihen sollte. Aber das war noch zu früh. Sie wollte erst Gewissheit haben. Außerdem war sie sich nicht sicher, inwieweit sie ihrer Mutter trauen konnte. Vielleicht wusste sie es schon seit Jahren. »Das Übliche. Ich hab ihm gesagt, dass wir bald pleite sind, wenn er so weitermacht. Das hört er nicht gern.«

»Ah ja?«

Isabell war fern aller Lebenswirklichkeit und Alkoholikerin. Umso mehr staunte Bianca über das feine Gespür ihrer Mutter. Kein Zweifel – sie ahnte, dass es diesmal um mehr gegangen war. Bianca schwieg.

»Kann ich dir irgendwie helfen?«

»Im Augenblick nicht. Aber es kann sein, dass ich dich bald brauche. Es wäre schön, wenn du dann wirklich da wärst.«

»Ich ... ich bin da.« Isabell machte eine weitere Pause, aber es schien Bianca, dass sie diesmal nicht trank.

»Du machst mir Angst. Aber ich bin da, okay?«

»Ich melde mich. Ciao.«

Bianca legte auf. Sie hatte Angst. Angst vor dem Kampf, der ihr bevorstand. Vor der Auseinandersetzung und dass sie sich vielleicht auf lange Zeit mit anderen Menschen zerstreiten würde. Diese Furcht war normal und vernünftig. Aber dann saß da noch die andere Angst in ihrem Bauch. Eine naive, abgrundtiefe Angst, wie sie Kinder hatten oder vielleicht Menschen im Mittelalter. Bianca war weder Kind noch im Mittelalter verhaftet. Sie war Anfang dreißig, hatte ein Studium absolviert und arbeitete erfolgreich als Marketingmanagerin einer Privatklinik. Und dennoch hatte sie eine ganz und gar irrationale Angst. Angst vor einer Frau mit roten Haaren und stechend grünen Augen. Angst vor einer Hexe ...

Einige Kilometer entfernt

Es war fast dunkel, und die Temperaturen zogen an. Windlichter brannten im Kreis um den Kraftort über dem Erdstall – fünfzig Schritte vom Bauernhaus, zwölf von der Esche. In der Mitte des Kreises ein paar Damenhandschuhe aus Schweinsleder, teuer und wenig getragen. Unter den Handschuhen ein Pentagramm, das Stefanie Lauberhalm oben an der Ätherspitze beginnend zunächst nach links unten gezogen hatte, wo sich die Spitze befand, die das Prinzip der Erde symbolisierte. Die Reihenfolge der übrigen vier Striche ergab sich von selbst: Wasser, Luft und Feuer. Der letzte Strich zurück zum Äther vollendete den Drudenfuß.

Stefanie war sechsunddreißig Jahre alt, ihr Haar rot und kurz geschnitten, das Gesicht länglich mit einem energischen Kinn (es erinnerte entfernt an die Nofre-
te) und einem Mund, der die meiste Zeit, so hatten viele Mitmenschen den Eindruck, spöttisch lächelte. Waren ihre Augen nicht wie jetzt geschlossen, strahlten sie in einem Grün, das man sonst nur von Gletscherbächen kennt: eisig und hell. Stefanie war in eine Decke gehüllt und wiegte ihren Körper vor und zurück, die Lippen bewegten sich lautlos.

Es war still in dieser kühlen Frühlingsnacht. Nur vom nahen Bach gingen glucksende Geräusche aus. In dieser Stille hörte sie die Schritte, als sie noch beim Haus waren. Die Füße strichen über die ungemähte Frühlingswiese und zerknickten hin und wieder einen trockenen Zweig, der vom Winter übrig war.

»Was tust du?« Ansgar stellte sich an den Rand des Lichterkreises.

»Ich meditiere«, antwortete sie.

»Über Handschuhe?«

»Über Handschuhe.«

»Es sind die Handschuhe, die sie neulich vergessen hat, nicht wahr?«

Stefanie schwieg und wartete, dass er gehen würde. Er blieb.

»Warum machst du das?«

»Meditieren?«

»Schwarze Magie.«

»Was kümmert's dich? Du glaubst doch sowieso nicht dran.«

»Schwarze Magie vergiftet die Seele. Die Seele desjenigen, der sie betreibt. Und sie fällt dreifach auf dich zurück.«

»Willst *du* mir Vorträge über Magie halten?«

»Das sind deine eigenen Worte. Und ich glaube, das siehst du ganz richtig. Es stimmt, unabhängig davon, ob der Hokuspokus funktioniert oder nicht.«

»Wir hatten doch vereinbart«, sie drehte sich zu Ansgar und richtete ihre grünen Augen auf ihn, »dass du nicht abfällig über meine Kunst redest.«

»Tut mir leid.« Er betrachtete das Arrangement um Stefanie herum, hatte die Hände in den Hosentaschen und schien unschlüssig, was er tun sollte.

»Warum bist du gekommen?«

»Weil ich mir Sorgen mache um dich.«

»Das musst du nicht. Schwarze Magie ist in Ordnung, wenn sie für ein gutes Ziel eingesetzt wird. Mein Seelenheil ist also nicht in Gefahr.«

Ein gequälter Ausdruck legte sich auf sein Gesicht.

»Zu behalten, was man durch schwarze Magie gewonnen hat? Ist das ein gutes Ziel?«

Stefanie wandte ihren Blick wieder nach vorn. »Lass mich noch ein bisschen meine Seele vergiften. Du könntest inzwischen das Spaghettiwasser aufsetzen.« Als er durch die nächtliche Frühlingswiese zurück zum Haus stapfte, ärgerte sich Ansgar. Stefanie gab ihm das Gefühl, nicht ernst genommen zu werden., Es hätte umgekehrt sein müssen. Sie war diejenige, die an okkulte Kräfte glaubte, an Magie und allen möglichen anderen Unfug, nicht er. Er war der Erwachsene in dieser Beziehung, der sich mit mildem Spott über den Aberglauben und das kindliche Gemüt seiner Frau hätte erheben müssen. Aber irgendwie hatte er in gewissen Momenten das Gefühl, die Welt funktioniere doch anders herum, als sei Hexenzauber Realität und seine Zweifel daran naiv. Ja, manchmal überkam ihn so ein Gefühl – manchmal. Er warf einen letzten Blick zurück auf Stefanie, die sich unter der Wolldecke im

Kreis der Windlichter vor- und zurückwiegte, und ihm wurde unbehaglich. Als er das Haus betrat, lag da ein Volleyball neben der Eingangstür. Seit ein paar Tagen spielte niemand mehr damit. Ansgar trat ihn wütend in die Nacht.

Holzkirchen

Die Nachricht war unscheinbar. Die Werbemail einer Autovermietung mit Namen CrimsonRent, in der als Frühlingsspecial Cabrios zu Sonderkonditionen angeboten wurden. Wer immer Biancas E-Mail-Account ausspionierte, würde dieser Mail keine weitere Aufmerksamkeit widmen. Es sei denn, er wüsste, dass eine Autovermietung dieses Namens nicht existierte. Aber wer wusste das schon. Auch dem Inhalt der Nachricht konnte man nichts entnehmen. Aus dem einfachen Grund, dass sie nach außen keinen Inhalt hatte, der über das Angebot der fiktiven Autovermietung hinausging. Für Bianca Stein aber hielt sie eine interessante Information bereit: In ihrem toten Briefkasten war Post angekommen. Manchmal kam ihr das ein bisschen albern vor und sie vermutete, dass sich ihr Auftragnehmer darin gefiel, Geheimdienst zu spielen. Andererseits – vielleicht hatte er recht. In diesen Zeiten konnte man nicht vorsichtig genug sein, vor allem was die elektronische Kommunikation betraf.

Ob sie heute Abend noch nach Warngau fahren sollte? Sie hatte getrunken und fühlte sich schwindlig. Andererseits – es war womöglich die alles entscheidende Information, auf die sie wartete. Bianca Stein zog eine Lederjacke an, nahm ihre Autoschlüssel aus der Schale vor dem Spiegel im Flur und verließ die Wohnung. Der Wagen stand am Straßenrand vor dem Haus. Heu-

te war sie zu bequem gewesen, um auszusteigen und das Einfahrtstor aufzumachen, in das Dennis immer noch keinen Elektromotor hatte einbauen lassen. Alles war ruhig, als sie sich dem Wagen näherte. Die Nachbarn waren zu Hause und saßen vor ihren Fernsehgeräten. Das Ploppen der Türknöpfe hallte durch die Nacht, als Bianca die Fernbedienung drückte. Aus einem Grund, den sie nicht benennen konnte, hatte sie das Gefühl, als sei noch jemand in der Straße. Sie sah an den geparkten Autos entlang. Aber da war niemand.

Bianca verließ Holzkirchen in südlicher Richtung, fuhr auf der B 318 bis Oberwarngau, bog von der Bundesstraße in östlicher Richtung ab und gelangte drei Minuten später nach Osterwarngau. Schon in Holzkirchen, bald nach Fahrtbeginn, hatte sie den Eindruck, dass ihr ein Auto folgte. Allerdings war die B 318 um diese Zeit noch stark befahren. Deshalb konnte sie nicht mit Gewissheit sagen, ob eines der vielen Scheinwerferpaare schon länger hinter ihr war. Als sie in Oberwarngau Richtung Osten abgebogen war, tauchte alsbald wieder ein Wagen hinter ihr auf, bog jedoch kurz darauf in eine Seitenstraße ab. In Osterwarngau bemerkte sie erneut einen Wagen, der im Abstand von etwa hundert Metern hinter ihr fuhr. Kurz vor dem Ortsende bog Bianca Stein nach links ab und wartete ab, was passieren würde. Ein paar Sekunden später kam der andere Wagen vorbei, fuhr jedoch auf der Hauptstraße weiter. Bianca atmete durch.

Sie fuhr den Wagen in eine Parkbucht und stellte ihn ab. Es war kein anderes Auto zu sehen. Sie stieg aus und ging zu Fuß auf dem kleinen Weg zum Friedhof mit der alten Pfarrkirche von Osterwarngau. In einem der Gräber lag Biancas Großvater. Jemand hatte ein

Totenlicht auf das Grab gestellt. Bianca nahm den roten Plastikbecher, in dem die Kerze stand, tastete mit den Fingern die Unterseite ab und förderte einen kleinen USB-Stick zutage.

Als sie zum Parkplatz zurückkam, stand dort ein weiterer Wagen. Bianca sah sich um. Etwas stimmte hier nicht. Ihr Herz schlug schneller. Sie versuchte, in der Dunkelheit zu erkennen, ob jemand am Steuer saß. Doch der Wagen war leer. Der Fahrer musste vor kurzem ausgestiegen und irgendwohin gegangen sein. Und in dem Moment, als sie das dachte, fiel ihr auf, dass sie kein Licht gesehen hatte. Irgendein Licht hätte sie sehen müssen, denn die Scheinwerfer des Wagens deuteten in Richtung Friedhof. Auch erinnerte sie sich, ein Motorengeräusch gehört zu haben, als sie am Grab kniete. Das konnte nur bedeuten, dass der Fahrer die Scheinwerfer ausgeschaltet hatte. Bianca wurde heiß, Schweiß brach ihr am ganzen Körper aus, und ihr Herz begann zu rasen. Sie ging mit wackeligen Knien auf ihren Wagen zu, der hinter dem anderen Fahrzeug stand. Aus dem Augenwinkel sah sie, dass sich etwas auf der anderen Straßenseite bewegte. Doch sie hatte nicht den Mut, hinzusehen. Stattdessen ging sie schneller und riss den Wagenschlüssel aus der Jackentasche. Sie tat es so hektisch, dass der Schlüssel auf den Boden fiel. Auf den Knien tastete sie im Schatten ihres Wagens danach. Gleichzeitig spielte sich etwas in ihrem Rücken ab. Sie spürte es mehr, als dass sie es sah: Jemand war aus dem Dunkel des gegenüberliegenden Gebäudes herausgetreten und kam mit schnellen Schritten auf sie zu. Biancas Finger ergriffen einen klirrenden Gegenstand, der Wagenschlüssel blitzte silbern. Sie sprang auf, ohne sich umzudrehen, drückte auf die Fernbe-

dienung, die Türknöpfe gingen nach oben, sie riss die Tür auf.

In diesem Augenblick legte sich von hinten eine Hand auf ihr Gesicht, darin ein weißes Tuch. Der chemische Geruch kam Bianca bekannt vor. Chloroform, schoss es ihr durch den Kopf. Sie versuchte, die Hand wegzudrücken, und duckte sich nach unten. Als sie auf allen vieren davonkriechen wollte, wurde sie an den Haaren gepackt und hochgerissen, sie griff nach der Hand an ihren Haaren, verlor das Gleichgewicht und schlug heftig mit dem Kopf auf.

2

Mangfalltal

Die Christl meint immer, an Zinksarg bräucht's net. Ja klar is der teuer, und dann steht er vielleicht jahrelang im Laden umeinand. Aber jetzt stell dir vor, da kummt einer und sagt, er möcht seine Oma, also die sollt praktisch in die Familiengruft. Und ob er mal an Sarg anschauen kann.« Florian Scheffler trank, durstig von seinem Vortrag, einen ordentlichen Schluck Bier und wischte sich den Schaum vom Mund. Seine Zunge ging schwer, es war die neunte Halbe. »Und dann hast du keinen Zinksarg. Den braucht's halt für a Gruftbesch... schattung. So was musst du anbieten können. Sonst bist du nicht ... konkurrenzfähig.« Für den Schluss des Satzes brauchte Scheffler mehrere Anläufe. »Ja gut, ob des jetzt einer mit Fenster sein muss, da kann man drüber reden, net? Aber ha... haben musst du einen!«

Der in Zivil anwesende Polizeiobermeister Leonhardt Kreuthner gähnte heftig, und als er damit fertig war, sagte er: »Jetzt hör endlich mit dem Scheißzinksarg auf. Was is 'n mit dera G'schicht, wo du vorhin so halb ang'fangen hast? Wo mir uns wundern täten, was es alles gibt beim Beerdigen?«

»Die? Ja des is ja, des fällt ja praktisch unter meine Verschwiegenheitspflicht.« Auch für dieses Wort musste Scheffler mehrfach ansetzen. »Da kann ich gar nix erzählen. Aber um noch amal auf den Zinksarg zurückzukommen: Des is nämlich so ...«

»Na, Flori«, unterbrach ihn Kreuthner. »Es reicht. Und weißt was? Heut bist fällig!«

Was dann folgte, war die erste Gerichtsverhandlung, die je in den Mauern des Wirtshauses Zur Mangfallmühle abgehalten wurde. Und dass man überhaupt dort zu Gericht saß, hatte etwas ganz Eigenes.

Die Mangfallmühle galt zu Zeiten, als Peter Zimbeck die Geschäfte führte, als das am übelsten beleumundete Lokal im ganzen Landkreis. Das heruntergekommene Wirtshaus im Flusstal zog Gesindel an wie ein Kuhfladen die Fliegen. Nach Zimbecks unerwartetem Tod vor fünf Jahren war das Haus eine Zeitlang leer gestanden, bis Harry Lintinger, Schrottplatzbesitzerssohn und Kleinkrimineller, die Wirtschaft vor drei Jahren pachtete und es fertigbrachte, innerhalb kürzester Zeit den alten Ruf wiederherzustellen. Kreuthner war schon in der Zimbeckschen Mangfallmühle Stammgast gewesen und war es jetzt wieder.

Mit Harry Lintinger verbanden Kreuthner unter anderem gemeinsame Geschäftsinteressen. Ebenfalls vor drei Jahren war nämlich Kreuthners Onkel Simon gestorben und hatte seinem Neffen eine alteingesessene Schwarzbrennerei hinterlassen. Da hatte es sich zwanglos ergeben, dass Kreuthner die Mangfallmühle mit den Erzeugnissen seines Nebengewerbes versorgte, erdigen Destillaten, die ihre Geschmacksnote einem gediegenen Anteil an Fettsäureestern, Terpenen, Aldehyden und einigen anderen Substanzen verdankten, die gewöhnlich unter dem Begriff Fuselöl zusammengefasst wurden. Man könnte nun mit einigem Recht sagen, dass es Kreuthners Bränden an Finesse mangelte. Andererseits hatte das auch sein Gutes. Kreuthner füllte nämlich seinen aus diversen Obstsorten verschnittenen Einheitsbrand in die leeren Schnapsflaschen, die ihm Harry Lintinger aus der

Mangfallmühle mitgab. Vor dem Abfüllen spülte Kreuthner die Schnapsreste sehr behutsam aus, so dass die alten Etiketten (ebenso wie die den Flaschen anhaftenden Keime) unversehrt blieben. Infolgedessen lag es ganz im Walten des Zufalls, ob aus Kreuthners Brand eine Williams Birne, ein Zwetschgenwasser oder ein Schlehengeist wurde. Dank des rauhen Geschmacks war es unmöglich, festzustellen, dass etwas anderes in der Flasche war, als das Etikett vorgab, und in drei Jahren hatte es nicht eine Beschwerde von Lintingers Gästen gegeben.

Florian Scheffler übte den Beruf des Bestattungsunternehmers aus. Seine Zechkumpane in der Mangfallmühle waren sicher, dass die Branche so manche pikante oder deftige Geschichte hergab. Florian Scheffler jedoch machte allenfalls Andeutungen, betrieb sich im Weiteren aber auf seine berufliche Schweigepflicht. Stattdessen erzählte er öde Dinge über unterschiedliche Sargformen und dass die Stadt Tegernsee den Ausweis eines zusätzlichen Parkplatzes vor seinem Geschäft verlangte. Den Streit mit seiner Frau über das Thema Zinksarg etwa hatte er schon mehrfach zum Besten gegeben, und die Geschichte war nach allgemeiner Ansicht nicht nur langweilig, sondern das Langweiligste, was Florian Scheffler je erzählt hatte. Hinzu kam, dass man ihn schon mehrfach ermahnt hatte, keine langweiligen Geschichten zu erzählen. Objektiv betrachtet, mochte die Zinksargepisode nicht die allerlangweiligste seiner Geschichten gewesen sein. Aber an diesem Abend hatte Florian Scheffler den Bogen einfach überspannt.

Daher forderte Kreuthner eine harte Bestrafung, damit die Mangfallmühle künftig von Schefflers lang-

weiligen Geschichten verschont bleibe. Der Vorschlag wurde per Akklamation johlend angenommen. Allerdings meldete sich ein gewisser Schinkinger-Joe zu Wort und gab zu bedenken, dass man einen Mann, wie abscheulich seine Taten auch sein mochten, nicht ohne ordentliches Gerichtsverfahren bestrafen dürfe. Mit Strafprozessen hatten viele der Wirtshausgäste Erfahrung, wenn auch meist keine guten. Dennoch wurde dem Vorschlag zugestimmt, versprach er doch ein grandioses Spektakel. Schinkinger-Joe (seinen wahren Namen kannte allenfalls die Polizei) hatte in jungen Jahren ein paar Semester Jura studiert und sich damals etwas voreilig eine schwarze Anwaltsrobe gekauft, die er jetzt aus dem Wagen holte und anlegte. Er nahm am Ende eines langen Tisches Platz und erklärte sich zum Richter in der Causa Scheffler. Den Ankläger gab Kreuthner, dem es auch oblag, den Straftatbestand zu formulieren. Die Anklage lautete, Freunde, andere Anwesende und überhaupt jeden mit faden Geschichten zu Tode gelangweilt zu haben – ein schwerwiegender Vorwurf in einem Wirtshaus. Kreuthner war sich sicher, eine lückenlose Beweiskette präsentieren zu können. Sein Kollege und Freund Sennleitner wurde zum Verteidiger bestimmt und nahm das Amt gegen jede innere Überzeugung an. Zu viert schleiften sie den Angeklagten an den Richtertisch – nicht weil er widersetzlich war, sondern so betrunken, dass er die fünf Meter nicht mehr aus eigener Kraft zurücklegen konnte.

Im Laufe der Verhandlung bot Kreuthner mehrere Zeugen auf, die versicherten, kein Mensch auf Erden habe sie jemals so gelangweilt wie der Angeklagte. Auch Harry Lintinger, der Wirt, wurde in den Zeu-

genstand berufen und erinnerte an die Geschichte, wie Scheffler einmal einen Strafzettel bekommen hatte. Ein leidvolles Stöhnen ging durch die Zuschauer, und selbst der Vorsitzende Richter vergaß für einen Moment die Würde seines Amtes und verbarg sein schmerzverzerrtes Gesicht in den Händen. Die Bemühungen der Verteidigung erschienen nach dieser für den Angeklagten desaströsen Beweiserhebung als nachgerade sinnlos. Doch Sennleitner packte der Ehrgeiz, und er holte aus ferner Vergangenheit einen Abend hervor, an dem der Angeklagte eine Geschichte erzählt und tatsächlich jemand gelacht hatte. Zwar konnten sich einige der Anwesenden an dieses denkwürdige Vorkommnis erinnern, doch stellte sich heraus, dass der Lacher ein norddeutscher, des Bairischen unkundiger Gast war, der aus nicht nachvollziehbaren Gründen gedacht hatte, Scheffler habe einen Witz erzählt. Somit blieb Sennleitner nur, anzuführen, dass der Angeklagte so gut wie jeden Abend in der Mangfallmühle verkehre und nie unter zehn Halben die Heimfahrt antrete, sich folglich um den Erhalt des als Gerichtsstätte dienenden Gasthauses enorme Verdienste erworben habe, was bei der Strafzumessung nicht unberücksichtigt bleiben dürfe.

Der Zwischenruf »Das Maul soll er halten!« veranlassete den Vorsitzenden Schinkinger-Joe mit einem Hammer auf den Wirtshaustisch zu hauen. Dann fragte er den Angeklagten, der dem Prozess bislang mit stoischer Miene beigewohnt hatte, ob er noch etwas zu sagen wünsche. Der nickte mit glasigem Blick, und der Vorsitzende forderte ihn auf, sich kurz zu fassen. Hier handelte es sich freilich um ein Missverständnis. Florian Scheffler hatte nicht genickt, sondern der Kopf

war ihm auf die Brust gefallen, wie jetzt, da er seitlich vom Stuhl sackte, offenbar wurde. Und so kam es, dass der Angeklagte die Urteilsverkündung nicht bei Bewusstsein erlebte.

Das Strafmaß wurde ausgiebig diskutiert. Dabei war zu berücksichtigen, dass der Angeklagte sich seiner Bestrafung im Augenblick durch Ohnmacht entzogen hatte. Kreuthner plädierte dafür, die Strafe bei Wiedererwachen zu vollstrecken. Aber da keiner Lust hatte, so lange zu warten, beschloss man, Scheffler mit-samt seinem Leichenwagen in die Mangfall zu stellen. Kreuthner kannte ganz in der Nähe eine Stelle vor einer Wasserstufe, an der der Fluss nur knöcheltief war. Wenn man den Wagen mit der Fahrertür ganz nah an den Rand der Wasserstufe stellte, standen die Chancen gut, dass der verkaterte Scheffler morgens beim Aussteigen zwei Meter nach unten flog und im tiefen Wasser landete. Anschließend müsste er seinen Wagenschlüssel auslösen; über den Preis könnten sie in der Zwischenzeit beraten. Schefflers schlaffer Körper wurde unter Beteiligung fast aller Gäste hinausgetragen und in seinen Wagen gesetzt. Ein junger Mann, der stets mit Laptop in der Wirtschaft saß und allgemein als der Dude bekannt war, erbot sich, das Ganze ins Internet zu stellen. Die anderen Gäste erboten sich, dem Dude sämtliche Knochen zu brechen, falls er das tun sollte.

Die Nacht war dunkel. Nur eine dünne Mondsichel warf Licht auf den Leichenwagen, der schwarz und würdevoll im Fluss stand, am Rande eines kleinen Wasserfalls. Im Dunkel der Ufervegetation leuchteten rote Punkte. Das waren keine Glühwürmchen, das waren die Zigaretten der Männer, die den Wagen samt

Fahrer in den Fluss geschafft hatten. Es war nicht so einfach gewesen, wie sie gedacht hatten, sondern mühevoll und schweißtreibend. Umso zufriedener blickten sie auf ihr Werk.